

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 5 (1919)
Heft: 13

Artikel: Blumen [Fortsetzung]
Autor: Süess, X.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz.

Der „Pädagogischen Blätter“ 26. Jahrgang.

für die
Schriftleitung des Wochenblattes:
J. Troxler, Prof., Luzern, Villenstr. 14

Beilagen zur Schweizer-Schule:
Volksschule — Mittelschule
Die Lehrerin

Geschäftsstelle der „Schweizer-Schule“: Eberle & Nickenbach, Einsiedeln.
Schriftleitung der „Schweizer-Schule“ Luzern: Postcheckrechnung VII 1268.

Inhalt: Blumen. — Aufruf an alle kathol. Bündner-Lehrer und Schulfreunde. — Schulnachrichten. — Bücherschau. — Preissonds. — Lehrerzimmer. — Inserate.

Beilage: Mittelschule (philologisch-historische Ausgabe) Nr. 2.

Blumen.

Von X. Süess, Sek.-Lehrer, Root.
(Fortsetzung.)

Die Kinder kamen ihrem Lehrer in Liebe und Herzenseinfalt entgegen. In der Vase auf dem Pulte prangten die erlesenen Frühlingsblumen, die schönsten, die sie hatten finden können. Gotthold betrachtete diese mit Wohlgefallen; denn sie flüsterten ihm zu: „Wenn Gott schon uns vergängliche Frühlingskinder mit so viel Güte überhäuft, wie könnte er seiner trauesten Lieblinge vergessen? Weißt du es nicht, daß ihre Engel allzeit sein Angesicht schauen und daß du mit den Himmelschen im Bunde stehst? Was bist du so verzagt, du Kleingläubiger!“ So fand Gotthold wieder jene sonnige Fröhlichkeit des Gemüts, von welcher der große Bischof Sailer sagt: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gebeift, Gift ausgenommen.“ In freudiger Rührung trat Gotthold vor die Klasse. Die Kinder falteten fromm die Hände und hell und klar und innig erscholl das Schulgebet: „Vater unser, der Du bist im Himmel!“ Das war der Schulansang.

Den ganzen Sommer hindurch, ja bis tief in den Spätherbst hinein, brachten die Kinder die allerschönsten Blumen in die Schule, und als Gotthold am Allerseelentage das stimmungsvolle Lied behandelte: „Nun flieht der Herbst zum Strauß den braunen Halm

Um Martinsrosen und um Asternblüten,“ da richteten sich alle Blicke nach dem Pulte, wo die freundlichen Spätsommerblumen gerade ihre höchste Schönheit entfalteten.

Während den Pausen sah man oft ein ansehnliches Schülertrüpplein um die Blumen versammelt und unter sich und mit dem Lehrer lebhaft debattieren. Es fiel manch gutes Wort und die Kenntnisse der Schüler in der Blumenkunde erweiterten sich auf die angenehmste Weise.

Im Grunde aber war diese Art der Blumenpflege nicht nach Gottholds Sinn. In seinem Tagebuche schrieb er hierüber: „Tausendmal lieber als die getrockneten Blumen sind mir die lebenden.“

Wie ergötzt dich das duftende Weilchen, das verborgen am Raine blüht. Wie wohlig es die Blätter spreitet, die wie träumende Kinder die erquickende Frühlingslust atmend, mit Sonnengold und Perlentau spielen, indes die zarten Weißwürzelchen sich gierig in die Erde wühlen, als müßte ihnen dort alles Süß werden, wie einem Kindlein an der Mutterbrust. Das bescheidene blaue Blümlein aber steht ganz vornübergebeugt und in sich gekehrt, als danke es dem Himmel für sein stilles Glück. Bei seinem Anblick fühlst du es tief, daß nur aus Demut und Niedrigkeit das Hohe, das Göttliche

emporblühen kann. Doch willst du des Weilchens Geheimnis erlauschen, brich es nicht, stell es nicht in ein Wasserglas. Laß es in seiner demütigen Schlichtheit blühen und duften am Rain, mitten im schwelenden Grün der Hoffnung, das liebe, traute Blaublümlein. Brächtest du es, du trügst nur eine Leiche heim. Und es blüht ja nicht für dich allein.

Folge mir lieber einen Augenblick in den sommerlichen Garten. Es ist Morgen. Noch blinkt der Tau an Blatt und Halm. Rings hebt ein Duft ein und Blühen an. Siehe, da ist soeben eine weiße Lilie aufgegangen. Jetzt trifft sie der Sonne verklärender Strahl aus des Himmels duftiger Bläue. Sie leuchtet auf, goldlichtumwoben. Du stehst wie gebannt vor der schimmernden weißen Pracht. Es ist dir, als schauest du in ein Engelsgesicht, daraus zwei himmlische Augen dir bis auf den Grund des Herzens blicken. Eine unnennbare Weihesstimmung kommt über dich. Das Hohelied der Reinheit und Unschuld erklingt in deiner Seele. Der Abglanz göttlicher Schönheit, der über diesem zarten Blumengebilde liegt, entzückt dich, und dein Geist ahnt das Wunderbare, das sich im Bilde der blühenden Lilie verhüllt; denn alles Bergängliche ist ja nur ein Gleichnis.

Doch siehe! Neben der weißen Lilie ist eine rote Rose erblüht. Wie ein glückseliges Menschenkind blickt sie in die reizende Sommerpracht. An ihrer voll erschlossenen Krone funkelt ein demantener Tropfen. Er zittert wie eine Freudenträne im Morgenstrahl. In langen Zügen trinkst du der Rose würzigen Duft. In deinen Augen leuchtet die Freude, indes Jugend und Schönheit und blühendes, lachendes Leben in ihrem Bilde dich grüßen. Du brichst sie. Siehe, schon neigt sie das schöne Haupt. Die blinkende Träne fällt. Ein Kronblatt löst sich und schwebt erdwärts, andere folgen. Warum liebst du sie nicht leben und lachen im Lichte, bis ihre Zeit gekommen war?

Wie roh und sinnlos ist es, die lieblichen Blumenkinder wahllos und zwecklos zu knicken und zu pflücken, um sie nachher elend verwelken und verdirren zu lassen. Blumen sind nicht nur eine Zierde der Natur, eine Augenweide und Herzensfreude, sondern auch Symbole eines höheren Lebens, die um so eindringlicher zu uns reden, je lebensvoller sie sich am Busen der Natur

entfalten können. Und wie lehrreich ist das Lebensläuflein so eines Pflanzenkindes: wie es sich entwickelt, wie es vorsorgt, spart, Hindernisse überwindet und sich wehrt und sperrt gegen schädliche Einflüsse, wie es in Wind und Wetter, in Sonnenglut und Regen steht und ohne Unterlaß seine Kräfte anstrengt, die ihm vom Schöpfer gestellte Lebensaufgabe zu erfüllen. Von seinem vielfältigen Nutzen gar nicht zu reden. Auch denkt so ein Wildfang nicht daran, wie eng eine Pflanze mit ihrer Umgebung verwachsen ist, daß sie auch Eltern und Geschwister, Betttern und Basen hat wie er, und überdies liebe Freunde und gute Bekannte in allen Regionen, denen sie allerlei Dienste erweist und von ihnen auch wieder solche entgegennimmt, wieviel liebe Gäste sie empfängt und wie fein sie sie bewirkt. Man beachte einmal die feinen Besuche, welche die fliegenden Blumen, die Schmetterlinge, ihren schönen Schwestern abstatten oder das zarte Verhältnis zwischen den Bienlein und den Blumen, wie es uns Goethe so naiv darstellt in

Gleich und gleich
Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprossen
Zu lieblichem Flor.
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

Gottholds Vorliebe für die lebenden Blumen war seinen Jöglingen nicht entgangen. An einem kühlen Spätherbstmorgen, da eben die letzte Martinrose in der Vase verblühte, brachte des Gärtners Anneli ein wunderschönes Ceneraria-Stöcklein*) im reichsten tiefblauen Blütenflor. Anneli stellte die Blumenherrlichkeit mit einem schalkhaften Lächeln auf das Pult, just vor den Lehrer, und dabei leuchteten seine Weilchenaugen vor inniger Freude, als strahlte aus ihnen eine innere Sonne. Anneli übernahm auch sogleich die Pflege des holden Blumenkindes, das es soeben eingeführt hatte. Die andern Mädchen beobachteten es dabei mit sichtlicher Anteilnahme und ließen sich gerne von ihm belehren; denn die junge Gärtnerin war die Freundlichkeit und Zuverkommenheit selbst. Die ansehnlichen Kenntnisse in der Blumenpflege, die sie ihrem Vater, einem tüchtigen Fachmann,

*) Ceneraria hybrida.

abgelauscht hatte, kamen ihr nun trefflich zu staatten. Während sie das Maienköpflein bediente, beantwortete sie rasch und sicher alle Fragen, welche die Mädchen über Blumenpflege an sie richteten, und sie tat das alles mit einer so rührenden Hingabe und Geduld und einem so köstlichen Humor, daß sich alle an ihr erbauten und selbst der Lehrer an ihr ein Beispiel nehmen konnte. Kein Wunder, daß die junge Ceneraria immer lieblicher erblühte, so daß sie von Gotthold „Tausendschönchen“ getauft wurde. Von ihrem Throne aus konnte sie den Kindern grad in die Augen gucken, was ihr sehr gefiel. Ihr zur Seite hing das Kruzifix, so daß der sterbende Blick des göttlichen Dulders auf den Blüten zu ruhen schien. Verwundert schauten die klaren Blumenäuglein zu dem Schmerzensmann empor. Gerne hätte ihm die gute Ceneraria die wunden, durchbohrten Füße umkost, wenn sie nur ein wenig hätte zur Seite rücken können. Sie wußte ja nichts von Schmerz und Weh. In ihrer Herzensfröhlichkeit nahm sie sich sogar vor, ein Lächeln in die todestraurigen Züge des göttlichen Heilandes zu zaubern. Ihr Leben war ja, stets in sonniger Heiterkeit dahinfließend, eine einzige Maienzeit. Allein selbst den Blumen drohen feindliche Mächte. Als die Ceneraria eben in ihrer lieblichsten Jugend Schönheit prangte, nahte das Unheil. Das kam so. Auch die Schulwärterin gewann „Tausendschönchen“ überaus lieb und las ihm wie einem verwöhnten Kinde jeden Wunsch an den Augen ab. Sie hatte beobachtet, daß die Kleine gar sehnüchsig hinschielte, wenn ein goldener Strahl durchs Fenster zuckte. An einem milden November-Nachmittag stellte sie das Wunderkind zu seinem Ergözen auf das Fenstergesims an die Sonne. Wohlgefällig wiegte Tausendschönchen sein niedliches Köpfchen in der angenehm durchsonnten Winterluft und seine Blauäuglein lächelten glückselig. O, wie schön war die Welt! Doch kaum war es des neuen Lebens so recht froh geworden, kaum hatte es sich satt getrunken an dem milden, flutenden, goldenen Licht und

sich von dem wärmenden Strahl wonnig durchdringen lassen, war schon der Abend da. Die sinkende Sonne rief ihm warnend zu: „Nimm dich in acht, lieb Blümlein, es naht die kalte Nacht!“ Sie schaute es lange mitleidig und liebevoll an, wie eine Mutter, die ihr Kind in Gefahr sieht und ihm doch nicht helfen kann, weil sie von ihm scheiden muß, auf immer. Dann gab sie ihm noch einen herzinnigen Kuß und ehe Tausendschönchen wußte, wie ihm geschah, war ihr gütiges Antlitz hinter dem dunklen Tann verschwunden. O weh! Mit ihr war alle Schönheit und Freundlichkeit und alle Wärme des milden Wintertages dahin. Wie kühl war der Abendhauch! Tausendschönchen erschauerte. Angstlich schaute es nach der guten Wärterin aus, die es zurücktrug in die behagliche Wärme des Schulzimmers an seinen Ehrenplatz auf des Lehrers Büttlein. Aber ach, die Ersehnte erschien nicht, die Pflichtvergessene wachte nicht. Sie hatte ihren Schützling vergessen. — Und die Dunkelheit legte sich auf die Fluren, frostig und kalt. Tausendschönchen erbebte; denn aus der kohlschwarzen Nacht griff eine eiskalte Hand nach seinem Herzen. Vor Schrecken vergingen ihm die Sinne. Aber seltsam! Nach einer Weile war es ihm, als sei das Furchtbare überstanden. Es stand wieder auf des Lehrers Büttlein und blickte zum göttlichen Heilande empor wie zuvor. Ach, jetzt wußte es, was leiden heißt. Doch, o Wunder! jetzt spielte wahrhaftig ein Lächeln um den göttlichen Mund und aus des Erlösers Augen traf Tausendschönchen ein himmlischer Strahl, so daß sein Herz aufjubelte vor unendlicher Wonne. Immer und ewig hätte es sich in diesen Blick versenken mögen. Das war Tausendschönchens letzter, wunderseliger Traum.

Am folgenden Morgen stand Tausendschönchen wirklich auf des Lehrers Büttlein, wohin es die ungetreue Wärterin wieder gestellt hatte, als wäre nichts geschehen. Aber die schönen Blüten ließen alle ihre Köpfchen hängen und aus den starren Blumenäuglein grinste der Tod. (Schluß folgt.)

Wer nicht gelernt in jungen Tagen
Zu seinen Wünschen nein zu sagen,
Und seinen Willen stets bejaht,
Der ist sich selbst der schlimmste Feind;
Der fällt sich an mit Wort und Tat
Und bringt sich um, bevor er's meint.

W. Leber.